



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Dorfleben in Mecklenburg. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tholiken, Calviner und Lutheraner), das Stadthaus mit den Archiven und vielen an Privaten gehörenden Actenstücken, das vereinigte Lyceum der beiden protestantischen Confessionen, die katholische Schule, das Casino, die Kleinkinderbewahranstalt, das Spital und die Sparkasse, außerdem die reiche Bibliothek und wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Lyceums, die an Münzen, Antiquitäten, Waffen und Mineralien reiche Privatsammlung des Gelehrten Franz Kubinyi, Custos des Nationalmuseums in Pesth, ein Raub des modernen Vandalismus. Der materielle Verlust dieser unglücklichen Stadt beläuft sich auf fünf Millionen Gulden.

Unmittelbar nach der Katastrophe eilten die nahen und fernen Ortschaften, der bedrängten Schwester beizustehen, und es liefen in einer kurzen Zeit 16,000 Gulden Münze in Ungarischen Banknoten ein. Einige Tage darauf kam der Befehl, diese Banknoten einzuliefern, und Losonez mußte die wenigen geretteten Trümmer seines frühern Wohlstandes dem Generalcommando ausliefern; 70,000 Gulden Kossuthnoten wurden von Losonez dem Feuertode entgegengetragen. Die Stadt kam dann bei der Regierung ein, sie möge durch eine Commission die Veranlassung zu ihrem schrecklichen Unglücke untersuchen lassen. Dies geschah: Losonez wurde für unschuldig erklärt; und dennoch fand es die Regierung für gut, den unschuldig Leidenden die Erlaubniß, durch Aufrufe Sammlungen in der Monarchie anstellen zu lassen, zu verweigern. B.

## Dorfleben in Mecklenburg.

### II.

Im tiefen Plandern versunken stand das liebende Paar noch am „Sod“, und Liesch erzählte dem aufmerksam zuhörenden Jochen, wie die „Sched“ dort schon an der Milch nachließe, und die große braune „Bleß“ ihr die liebste Kuh im ganzen Stalle sei, als plötzlich eine rauhe Stimme dicht hinter ihnen sie durch die Worte: „Stocht Sie wedder biesamen un verschnackt dee Tied, iß möt man mit den Toegel (Prügel) mang Jüüch kamen, Sie Nastuch!“ auseinanderschreckte. Der alte Schult war es. Sein runzelvolles, gebräuntes Gesicht drückte Härte und Festigkeit, das kleine graue Auge Schlaueit aus. Da er noch am Morgen in die Stadt reiten wollte, so war er schon fast vollständig in seinem besten „Staat“. Große Stiefeln mit engen Schäften reichten bis dicht unter das Knie, und ließen nur eine Hand breit von dem weißen Wollenstrumpf sehen, der am Knie selbst durch die silberne Spange gehalten wurde, welche hier die weite kurze Hose von braunem Manchester-Sammet schloß. Da diese nicht durch Hosenträger festgehalten

wurde, so fiel sie etwas weit auf die Hüfte herab, und ließ zwischen ihr und der Weste von grünem Tuche mit vielen kleinen blanken Silberknöpfen das Hemd mehrere Finger breit heraus sehen. Ein langer, weiter, plump gemachter Rock von blauem Tuche, der Länge nach mit zwei Reihen Silberknöpfen von der Größe eines Thalers besetzt, vollendet den Anzug. Das lange, grau melirte Haar ist auf den Hinterkopf durch einen kleinen Kamm festgesteckt, und eine runde Pelzmütze von grünem Tuche mit einem Fuchsbräm bedeckt, die beim Ritt nach der Stadt mit einem runden Filzhut vertauscht wird.

So aus einander geschenecht schlich Liesch sich in den Stall zu ihren Kühen, um diese zu melken, Jochen aber zu den Pferden, während der „Schult“ seine dicke „Fahlenstunt“ bestieg, und, von dem lustig daneben springenden Säugefüllen begleitet, der Stadt langsam zutrabte. Bald darauf fuhr auch Jochen mit seinen vier Braunen fort, um Holz zu holen, und knallte zum Scheidegruß an Liesch noch beim Herausfahren, daß die beiden jungen Vorderpferde sich kerzengrade auf den Hinterfüßen aufrichteten, und es in vollem Galopp zum Dorfe hinausging. So verging der Morgen, bis zum Essen die ganze Familie sich wieder im Hause eingefunden hatte. Oben an der „Schult“, der seinen Stadtrock ausgezogen hatte, in „Hemdschmocken“, neben ihm die „Schultenmudder“, neben dieser Jochen als Großknecht, dann der „Mittelnknecht“, der „Pierjung“ und unten Liesch und die andern „Diern“, damit sie leichter in die Küche gehen konnten. Der „Kohhirt“ hatte sein Essen aufs Feld hinaus bekommen. Liesch, welche den Dienst der Köchin versah, hatte eine große irdene Schüssel mit „Klump in Melk“ (Klöße in Milch) auf den Tisch gesetzt, und in langsamem Takt senkten Alle ihre aus „Spillbaumholz“ selbst geschnitzten Löffel in den weißen Inhalt derselben, schrabten sie dann gehörig am Rande ab, damit beim Bege zum Munde Nichts verloren ginge, und verschlangen langsam und mit sichtbarem Wohlgeschmack die Speise. Als nur noch ein kleiner Rest übrig blieb, setzte Liesch diesen, tüchtig vorher mit Wasser vermischt, den schon gierig darauf wartenden Hunden vor, und holte dann aus der Küche eine eben solche Schüssel hoch mit Kartoffeln gefüllt, über die eine fette Brühe von zerlassenem Speck und klein geschnittenen Zwiebeln gegossen war. Jetzt brachte die „Mudder“ aus dem verschlossenen „Schabb“ (Schrank) einen kleinen Teller mit geräucherter Wurst, und gab unparteiisch Jedem ein handbreites Stück davon, dem Schulten aber das Doppelte. Die Wurst wurde nun in der einen Hand gehalten, dazu mit der andern durch das aufgeklappte Taschenmesser, denn Gabeln kennt das Mecklenburgische Landvolf nicht, eine Kartoffel nach der andern aus der Schüssel in den Mund befördert, und dann und wann ein „Happen“ (Bissen) Wurst dazu abgebissen. Ein großes grobes Brod lag zur feinen Benützung auf dem Tisch, wie auch ein hoher Zinnkrug mit einem Klappendeckel, angefüllt mit Dünnbier, fleißig von Mund zu Mund ging. Gesprochen wurde bei Tisch fast gar nicht, nur hier und da eine

kurze Frage über die Geschäfte des Tages, oder wie viel die „Bodder“, (Butter) oder dat „Kourn“ (Korn) in der Stadt kostete, gethan. Das Essen war beendet, und die Mädchen räumten das Tischtuch weg, die vielen Brocken darauf den in die Stube gekommenen Hühnern zuwerfend, als plötzlich der „Jung“, der schon herausgegangen war, mit den Worten: „der Roßkamm Meyer is da up seinen Gålen (Gelben), hee hāt noch een „Stufftiert“ (Kurzschwanz) an der Hand“, rasch ins Zimmer kam. Der „Schult“ ging heraus, den alten Bekannten zu begrüßen.

Die Gestalt des Pferdehändlers hatte gerade nichts Angenehmes. Aus dem rothen, dicken Gesicht mit vielen Pockennarben blickte große Rohheit, und die dunkelrothe Nase bewies den Genuß geistiger Getränke. Dazu war seine Gestalt plump und ohne Schick und Form. Ein langer grauer Tuchrock, der von vielem Gebrauch bei Wind und Wetter zeugte, enge braunlederne Reithosen, bis an die Knie reichende Stulpsstiefeln mit braunen Stulpen, und ein großes huntwollenes Halstuch waren die Hauptbestandtheile seines Anzuges. Um den Leib trug er als Zeichen seines Standes die breite Geldkappe von rothem Fuchtenleder geschnallt, während eine kurze Peitsche mit einem Reßfuß als Stiel um seine Schultern gebunden war.

Die beiden Alten (denn auch der „Roßkamm“ stand schon in den Vierzigern) traten bald in die Stube. Tisch trug ein „Jogem“ (Zwischenessen) aus Brod, Butter, Wurst und gesalzenem Hering bestehend, auf den Tisch, und setzte die große grüne Pottbouteille mit Kümmelbranntwein und ein kleines spitzes Schnapsglas daneben. Lüßtern ruhten die kleinen grauen Augen des Pferdehändlers auf der vollen Gestalt des Mädchens, und verliebt schlang er den Arm um ihre Hüften, ward aber mit einem ernsten „Lat see son Narverien sien“ abgewiesen. Dann verließ sie rasch das Zimmer, und ging aufs Feld, beim Hauen zu helfen.

Nachdem ein Gläschen Kümmel geleert und ein Stück Wurst dazu verzehrt war, rückte der Pferdehändler auf mancherlei Kreuz- und Quersfragen auf den Zweck seines Besuches, nämlich dem „Schulten“ seinen vierjährigen braunen Hengst, der „vöorbie“ (vorbei) ging, abzukaufen, oder vielmehr abzutauschen. Mit Schrecken hörte Jochen die Nachricht, den Hengst herauszuführen, damit der Pferdehändler ihn „mustern“ könne. Ein schönes, edles Thier war es; wie es vor Lust wieherte, und wenn der Schult in die Hände klappte, ferzengrade in die Höhe stieg, so daß selbst der gewandte Jochen es oft kaum bändigen konnte. Es war dazu geboren, einen stolzen Krieger vor die Front seines Regiments zu tragen, nicht für immer den Dungwagen eines Mecklenburgischen Bauern zu ziehen. Dem Pferdehändler entging die Schönheit des Pferdes nicht, obgleich er, dies zu verbergen, hier und dort Etwas zu tadeln wußte, was der Schulz dann eifrig bestritt. Die beiden Männer feilschten eifrig und lange, obgleich Meyer mehr auf die Forderungen des Schulzen einging, als Dieser selbst erwartet hatte.

„Na nu hür (höre) to, dat is dat letzte Wort (Bort), ick gäve Die den Stufftiert und twintig Lagedours (Louisd'ors). Schlag in,“ sagte endlich der Pferdehändler.

Der Schulz that der Form nach, als bedenke er sich noch etwas, sagte dann aber, „Topp, dee Handel is asmaact“, und schlug schallend in die dargebotene Rechte ein.

Mit einer Thräne im Auge empfing Jochen den Befehl, den Hengst zu dem Pferde des Roskammes, den „Stufftiert“ aber in seinen Stall zu ziehen. Seinen Liebling, den Hengst zu missen, den er schon als „Sugfahlen“ (Saugefüllen) gewartet und gepflegt hatte, der jetzt so schön herausgefüttert war. Wie hübsch hatte er es sich ausgedacht, wenn er beim Korneinfahren den Hengst vorne hätte, und nur mit der Peitsche zu klatschen brauche. Und statt dessen nun so einen „stiefgejäkten“ Stumpffchwanz. Sein ganzes schönes Gespann wurde dadurch verunziert. Aber den armen Burschen sollte heute noch ein viel härterer Schlag treffen.

Der alte „Schult“ war über den guten Handel sichtlich aufgeräumt, — denn der eingetauschte Stumpffschwanz war noch ein gutes kräftiges Thier, nur jetzt in der Stadt etwas steif geworden, — und trank auf den vortheilhaften Handel ein Glas Kümmel nach dem andern. „Hür (höre) mal, Schult, ick will noch eenen anderen Handel mit Die macken“, sagte endlich nach manchem Hin- und Herreden der Roskamm.

„Wat denn för eenen, wist Du mienen Sadelshimmel noch?“

„Nee, dat nich, aber gief mie dien Liefch to Fruu.“

„Mien Liefch!“ fragte erstaunt der Schulze.

„Ja, dee Diern geföllt mie god, un ick bin een Mann, der een Fruu brucken kann, denn sied mien arme Fruu doot is, will dee Wirthschaft gar niek miehr gahn. Du weest, ick häw Huus un Hof, un ock een paar dusend Dahler. Wie können näheer (nachher) so in Kumpagnie handeln. To Frühjahr hebben se in Swerin ünmer vähl (viele) Stier to nicht jagt, denn dat lange Hollen för dat Kummehdienuus gript dat Beeh an, denn konn man se wullfeel köpen, un wenn wie se dann im Sommer up dien Koppeln jagen, so verköpen wie se up den Hamborger Markt wedder ganz god. — Na säg, Schult, wist Du mie Dien Dochder gäben.“

Der Schulz kratzte sich im Haar, und erwog, was bei dem vorgeschlagenen Compagniehandel Alles zu verdienen wäre. Auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß ein Mann in der Stadt seine Tochter zur Frau haben wollte. Nach einer kleinen Pause, während spähend des Pferdehändlers Blick auf ihm ruhte, antwortete er daher: „Ja, Du kannst mien Dochder kriechen, wo vähl Ustüer möt ick Die aber gäben?“

„Ick meen föstheinhunnert Daler.“

„Nee, dat is mie to vähl, neigenhunnert (neunhundert) will ick gäben.“

„Säg twölfhunnert.“

„Nee, dusend Daler un een riecke Utstüer.“

„Na, dat gelt,“ (es gilt). Ein Handschlag bestiegte den Bund, und gleich einem Stück Vieh war Liesch an den Rosskamm Meyer zur Frau verkauft.

Die „Schuldenmudder“, die froh war, daß ihre Stieftochter fortging, ward nun dazu gerufen, und in ihrer Gegenwart das Nähere über die Ausstattung, und wenn die Hochzeit sein sollte, verhandelt. Da der Bräutigam noch am Abend zu Hause sein mußte, weil er einen fremden Händler erwartete, Liesch aber weit auf's Feld gegangen war, so unternahm es der Vater, sie in Kenntniß zu setzen. Vergnügt bestieg der Pferdehändler seinen Gelben, und, den jungen Hengst am Zügel, der wiehernd zuletzt noch seine Geburtsstätte und den Mist, auf dem er als Füllen so oft zu Jochens Freude lustig herumgesprungen war, begrüßte, trabte er zum Dorfe hinaus.

Als der „Schult“ am Abend Liesch von der Bewerbung und seiner Einwilligung in Kenntniß setzte, da wurde das Mädchen so weiß wie die Wand, und ein Thränenstrom entzündete ihren Augen. „Vader dat kann hee mie nich andohn, den Rosskamm kann ik nich frien, ih leew ja den Jochen;“ schluchzte die Unglückliche. Aber vergebens war ihr Flehen, der Alte blieb ungerührt.

„Hüür (höre) mit dat Stoahren (Weinen) up, Du saßt den Rosskamm frien, ik will dat hebben.“

„Vader, ik kann nich, dat breckt mie dat Hert, wann ik von den Jochen laten soll.“

„Wat hart dummes Tüch (Zeug), der Rosskamm is een riecker Kierl, un deen Jochen sien Mudder is in Armenhuuse, so'n Dochtermann will ik nich, un wenn Du vom Jochen noch wedder schnackst, so hau ik Die so vähl mit den Pietschenstähl, dat Du nich krüchen kannst.“ Und damit ging der zornige Schult fort.

Vergebens ging Jochen am Abend, als er die Schreckensnachricht erfahren hatte, noch zum Schulzen; hoffnungslos mußte er davon schleichen. Selbst seine spätere Bitte, ihn doch wenigstens gleich aus dem Dienst zu entlassen, da er Liesch nicht so leiden sehen könne, ward verweigert, da der Schult nicht gleich zur Ernte einen tüchtigen Knecht wieder bekommen konnte. So mußte er bis Gallen bleiben, und die Geliebte täglich sehen, die doch für immer für ihn verloren war. Eine düstere Schwermuth hatte sich des armen Burschen bemächtigt, finster, schweigend that er alle seine Arbeiten, und saß in den müßigen Stunden entweder bei seinen Pferden im Stall, oder schweifte allein im Felde umher. Beim Mähen, wo ihm diesmal eine andere Binderin folgte, — denn Liesch ward von allen Feldarbeiten befreit, und mußte den ganzen Tag in der Kammer sitzen, und unter Thränen an der Aussteuer nähen, — war er gar nicht wieder zu erkennen, und alle Leute im ganzen Dorfe sagten: „Schulden Liesch hat et den Jochen angethan.“ Er haute wol noch kräftig drauf los, aber von Lachen und Scherzen war keine Spur, und

er sah so trübselig aus, daß es Alle dauerte. Aber mehr noch weckte die arme Braut hin; von ihren Backen war die rothe frische Farbe verschwunden, ihre sonst so klaren Augen waren von Thränen getrübt, so daß selbst der Bräutigam, der jetzt häufiger kam, darüber besorgt wurde. Doch er meinte, nach der Hochzeit würde sich dies wol wieder geben, und das vornehme Leben in der Stadt Liesch sehr gut gefallen. Im Dorfe fanden es Alle natürlich, daß der Schulz seine Tochter lieber dem reichen Roskamm, als dem armen Jochen gäbe, und konnten nicht begreifen, warum denn Liesch so sehr sich darüber gräme, da sie doch ihr gutes Auskommen haben würde. Nur einige junge Mädchen meinten, „sie möchten lieber den glaren Jochen, als den ollen Roskamm sien.“ Mit Jochen hatte Liesch seit ihrer Verlobung nie wieder allein gesprochen, es war, als schämte sie sich vor ihm, daß sie ihm so tiefen Kummer bereite.

So verging die Ernte und der Herbst; am nächsten Donnerstag war die Hochzeit bestimmt, und am Tage darauf konnte auch Jochen seinen Dienst beim Schulzen verlassen.

Das war eine Hochzeit, so eine große hatten die Leute im Dorfe lange nicht mehr gehabt, und noch nach Jahren werden sie davon sprechen. Der „Hochtiédbidder“ auf dem besten Pferde des Schulzen, das am ganzen Leibe, selbst am Schwanz, mit bunten Bändern und Nauschgold aufgeputzt war, konnte sich fast müde reiten, so viel Bauern aus dem Ante hatte er einzuladen. Wenn er so „für Sprung“ auf die Diele des Hauses angejagt kam, und Alles an ihm glitzte und bligte, und die vielen bunten Bänder an Jacke, Hut und Pferdeschwanz herumflatterten, was machten die Leute da für Augen. Zuletzt konnte er kaum mehr sprechen, so heiser war er von dem vielen Auffagen seines Einladenspruches und dem Schnapstrinken, denn ohne ein Paar Gläser Kümmel im Sattel geleert zu haben, durfte er das Haus nicht verlassen. Aber nur die Bauernhauswirthe ladete er ein, zu den Büdnern und Kathenleuten zu reiten, war nicht Brauch. Wenn diese überhaupt am Abend zum Tanze kamen, so geschah dies ohne besondere Einladung. Und was hatte der „Schult“ nicht Alles eingekauft, wie tief hatte er zu Ehren des Tages in den Geldbeutel gegriffen. Staunend wurde von allen Dorfbewohnern erzählt, die „Schultenfru“ habe tein (zehn) Pund Rosinen, viertig Pund vom besten Ries, dörtig (dreißig) Pund Kaffee, acht Höd Zucker, eenen groten Bündel vull Kanneel, Krinthen, un twintig Buddel Wien vom Koopmann köst; und beim Bäcker für zwölf Taler Stulen und Koken (Kuchen) bestellt, un acht Lommen van hästen Beir un twee Anker Bronnewien, un wat dat noch all wäst weir. Dann eenen zwölf Höese und eben so vähl Höhner schlacht, und grote Schinken und so vähl Mettwurst vom Wiener nahmen und dato (dazu) noch so vähl Rindsfleisch ut dee Stadt.

Die große Diele des Schultenhauses war sorgfältig gereinigt, und ganz mit kleinen Birken und Tannenbäumen an den Wänden besteckt, so daß sie einer

weiten, grünen Grotte gleich. Große Tische und lange Bänke, aus dem ganzen Dorfe zusammengeliehen, standen bereit. Noch sorgfältiger war mit Blumen und Zweigen die eigentliche Wohnstube geschmückt, denn hier sollten die Ehrengäste, der Herr Pastor mit Gattin, der Herr Förster mit Frau und Tochter, der Herr Inspector vom nahen Edelhofe, das Brautpaar selbst, die Aeltern desselben, die Schulzen der benachbarten Dörfer und einige städtische Verwandte des Rostkammis, tafeln. Gewaltige Feuer flammten auf dem Herde und die beiden Dierns und zwei zur Aushilfe genommene Kathenfrauen wußten kaum, woran sie zuerst Hand anlegen sollten, so viel gab es zu thun; dafür entstanden unter ihren fleißigen Händen aber auch Gerichte so fett und lecker, daß Jedem beim bloßen Anschauen das Wasser im Munde zusammenlief.

Gegen eilf Uhr versammelten sich im besten Sonntagsstaat alle Gäste; auch der Bräutigam im blauen Tuchrock mit großen blanken Messingknöpfen, gelber Casimirweste, und großer, steifer, bunter Halsbinde, unter der die hohen Vatermörder handbreit hervorsahen, war kurz vorher in Begleitung einiger Freunde aus der Stadt, die als Brautführer dienten, erschienen. Die Braut wurde von ihren „Kranzjungfern“, die sie von ihren besten Freundinnen gewählt hatte, aus ihrer Kammer geholt, und Allen zur Schau gestellt. Bleich und abgezehrt durch tiefen Gram, war das fröhliche Mädchen jetzt kaum noch zu erkennen. Mit Bestimmtheit hatte sie erklärt, sich noch in ihrem Buerntüg (Bauernzeug) trauen zu lassen, und das Stadtzeug, das ihr der Bräutigam mitgebracht hatte, erst von dem Augenblicke an, wo sie dessen Wohnung bezog, anzuziehen. Der dunkle Anzug stand dem bleichen Mädchen gut, und einte sich passend zu ihren farblosen Wangen. Ein schwarzer, kurzer, sehr faltiger Rock von Wollenzeug, unten am Saum mit drei Reihen breitem grünem Seidenband besetzt, und ein eben so farbiges Säckchen über Brust und Nacken, mit einem feinen weißen Leinentuche bedeckt, waren die Hauptbestandtheile des Anzuges. Auf dem schönen blonden Haar war die große, reich mit grünem Laubwerk und bunten Flittern verzierte Brautkrone befestigt.

Wenn auch der Weg zur Kirche nicht sehr weit war, so wollte es doch das Herkommen, daß derselbe von dem Brautpaar nicht zu Fuße zurückgelegt werden durfte. Die vier Braumen des „Schulken“, wohlgeputzt und am Kopf gestell des Zaumes mit Blumen und Bändern verziert, standen schnaubend vor dem grün angestrichenen Korbwagen, das Brautpaar und die Brautjungfern und Brautführer zur Kirche zu bringen. Jochen war der Kutscher des Gespannes, es war dies der letzte, der schwerste Dienst, den er im Lohn des Schulzen verrichtete. Unbeweglich saß er auf seinem Sattelpferd, keinen Blick rückwärts wandte er auf das einsteigende Paar. Hochauf bäumten sich die jungen, wenige Tage zuvor erst eingespannten Vorderpferde, als an der Kirchhofsthür die ganze Jugend des Dorfes mit lautem Jubelschrei den Wagen begrüßte, und der ganzen

Kraft und Geschicklichkeit des Führers bedurfte es, sie zu zügeln, und am bestimmten Platz zum Halt zu bringen. Während Alles in die Kirche eilte, der Trauung beizuwohnen, blieb er einsam draußen bei seinem Gespann, und, den Kopf am Sattelpferd gelehnt, rannen unaufhaltsam seine Thränen. Kaum hörbar hatte Liesch vor dem Altar das Jawort ausgesprochen. Sie war nun die Gattin des Pferdehändlers geworden.

Großes Behagen war unter den vielen Hochzeitsgästen im Schulzenhause verbreitet. Wie schwanden bald die großen Schüsseln mit Reis in Milch, überall tüchtig mit Rosinen und Zucker und Kanneel durchmengt, wie rasch wurden die fetten, so recht braun und knusprig gebratenen Gänse zu so leeren Gerippen, daß selbst die Kage sie liegen ließ, verwandelt, und eben so ging es dem großen gefochten Schinken. Ein Bierfaß nach dem andern wurde als leer geworden weggerollt und durch ein volles ersetzt, die großen grünen Bouteillen mit dem besten Kimmell mußten oft von Frischem gefüllt werden. Jubel und Lust herrschten auf der Diele. Vor der Hofthür standen in dichten Haufen die Dorfkinde groß und klein, mit vollen Backen die Stulen und Spickaal kauend, welche immer wieder von Neuem unter sie vertheilt wurden. Jeder Fremde, jeder sechtende Handwerksbursche konnte hereinkommen, und so viel von der besten Speise essen und Bier und Wein trinken, als er nur mochte. Bei der großen Hochzeit ist Jeder ein Gast, der kommen will. In der Stube aber, wo das Brautpaar und die vornehmen Gäste saßen, ging es doppelt hoch her. Mit silbernen Löffeln und von weißen Tellern wurde gegessen, und jeder Gast hatte sein eigenes Weinglas vor sich stehen. Die bestgebratene Gans, der fetteste Schinken, dazu große, schön roth gekochte Krebse und Kuchen aller Art, sie fanden nicht minder guten Abgang, als auf der Diele. Einen Knopf nach dem andern lüftete der Pastor; des Försters rothes Gesicht glänzte noch feuriger; mit vollen Backen arbeitete der Küster, und auch der Bräutigam aß und trank wacker. Scherze und Anspielungen, oft nicht von der feinsten Art, wurden mit lautem Gelächter belohnt. Dazwischen schmetterte die Trompete, quiekte die Bioline, ächzte die Flöte, brummte der Baß des 4 Mann starken Orchesters, das jetzt noch Tafel- und später Tanzmusikk zu machen hatte. Die allzu reichlichen Libationen, denen die Künstler gehuldigt hatten, bewirkten, daß Jeder, ohne sich gerade viel an den Andern zu kehren, seinen Takt für sich fortspielte, was aber nicht hinderte, daß Alle erklärten: „Die Musikanten spähen wie das Dummerwedder.“ Die Tische wurden endlich abgeräumt, und die Diele in einen großen Tanzplatz verwandelt. So viel Stalllaternen man nur im Dorfe aufstreifen konnte, wurden an allen Ecken und Pfosten verbreitet, um dem hohen, dunklen Raum die nöthige Helle zu geben. Im besten Sonntagspuße erschienen alle Dirnen und Burschen des ganzen Dorfes, ja der Umgegend, denn freie Musik die ganze Nacht und so viel Bier und Branntwein und Rosinenkuchen und Käse und Seringe, als Jeder haben wollte, ward heute

gegeben. Die Knechte sprangen vor Lust in die Höhe, und schwenkten die Dirnen herum, daß die kurzen, weiten Röcke weit abflogen. Ein Walzer nach dem andern, „Lang-Englisch“ und zuletzt der „Küßedanz“ wurden unermüdet bis spät in die Nacht getanzt. Gegen Mitternacht mußte endlich die junge Frau ihr Strumpfsband abbinden, um das dann mit lautem Jubel eine Art Reihetanz getanzt wurde. Dann zog sie sich unter dem Schmettern der Musik und dem Hurrahrufen und Jauchzen der ganzen Menge in die mit Blumen und Kränzen verzierte hintere Kammer zurück, in welcher das hochaufgethürmte Brautbett stand. Das Gelärme auf der Diele dauerte aber mit ungeschwächter Lust die ganze Nacht bis zum hell anbrechenden Morgen fort. Oft ward die Musik von dem Blöken der Kühe, dem Gewieher der jungen Pferde unterbrochen, die neugierig über den ungewohnten Lärm ihre Köpfe über die Rausen steckten, mit ihren großen Augen zwischen die Tanzenden schauend. In dem hintersten Winkel der Scheune saß Jochen auf einem Strohbund, sich noch zuletzt recht auszuweinen. Schneidend drangen die Klänge der Tanzmusik in sein Herz.

Im eigenen Holsteiner Wagen mit muthigen Schimmeln in blankem Geschirr bespannt führte am andern Morgen der Hofkamm seine verweint aussehende junge Frau in die Stadt. Hoch mit der reichen Aussteuer von Betten, Leinen und Hausgeräth aller Art bepackt folgten die beiden Wagen des Schulzen. Das erste Gespann führte der neue Großknecht an, denn Jochen's Dienstzeit war beendet. Morgens früh schon hatte er nach Uebergabe der Pferde an seinen Nachfolger das Haus ohne weitem Abschied verlassen. Seinen Koffer hatte er zu der Mutter geschoben, und war dann still, ein kleines Bündel Sachen am Stock tragend, zum Dorfe hinausgegangen, ohne Jemandem zu sagen, wohin er sich wenden wolle.

Liesch lebte in dem stattlichen Hause ihres Mannes mit den großen hellen Fensterscheiben und der grün angestrichenen Thür mit blanken Messingknöpfen. Sorgsam führte sie den Haushalt, und war eine treue Stiefmutter der beiden Kinder erster Ehe des Pferdehändlers, aber ein Lächeln hat Keiner wieder von ihr gesehen. Ohne irgend eine bestimmte Krankheit zu haben, schwand sie hin, und die Leute aus dem Dorfe, welche zufällig in der Stadt sie gesehen hatten, pfl egten dann stets zu sagen „Schulden sien Liesch hät den Dood an Garten“. Kaum ein Jahr nach ihrer Hochzeit ward ihre Leiche aus dem Hause getragen.

Von Jochen ward im Dorfe Nichts weiter gehört, nur dann und wann erhielt seine alte, fast stumpfsinnig gewordene Mutter einige Thaler geschickt, wofür sie sich Kaffee und dergleichen Leckerereien kaufte. In diesem Sommer brachte ein Knecht, der unterm Militair gewesen war und jetzt zurückkehrte, die Nachricht ins Dorf, der Unterofficier von dem Mecklenburgischen Dragonerregiment, der seiner Schwadron kühn vorausreitend im Gefecht bei Düpel von einer Dänischen Kugel durch den Kopf geschossen wurde, sei der Jochen gewesen, der früher so lange beim Schulden gedient habe.